

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 24. — Sonntag, den 10. Juni 1928.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Das neue Feuerlöschgerätehaus in Schleittau

Heute am 9. Juni ist das neue Feuerlöschgerätehaus in Schleittau seiner Bestimmung übergeben worden. Was die freiwillige Feuerwehr schon seit Jahren gewünscht und erstrebt hatte, ist nun endlich Wirklichkeit geworden. Sie konnte am heutigen Tage ihren Einzug halten in dem Gebäude, das nicht nur den Anforderungen einer fortgeschrittenen Zeit entspricht, sondern in seinen Linien zugleich eine wirksame Bereicherung unseres Stadtbildes bedeutet. Schleittau hat sich ein Feuerlöschgerätehaus gegeben, das mit seinen Formen einem Scherenschnitte von der Stadt einen ganz eigenartigen Reiz verleiht. Dieses Gefühl der Genugtuung war es, das bei dem feierlichen Akte der Einweihung heute alle Teilnehmer bewegte. Die Erbauer können stolz sein, einen Bau geschaffen zu haben, der nicht nur den „Männern vom Fach, sondern auch dem Laien, also dem Publikum“ gefallen muß. — Das neue Haus ist entstanden an derselben Stelle, wo bisher der alte gänzlich unzulängliche Feuerlöschgeräteschuppen stand. Architektonisch wirkt der Bau durch seine schlichte Vornehmheit, durch die Ausgeglichenheit der Formen und den Rhythmus der Linien. Der Bau ist ausgeführt worden nach den Plänen der Architekten Hunger- und Franke-Cheminiz (Leitung Arch. Hunger), wohingegen die Ausführung

des Baues in den Händen der Baufirma Bruno Bogelsang-Schleittau lag. Die Dachdeckerarbeiten hat Schieferdeckermeister Wegel-Schleittau übertragen bekommen. Die elektrische Installation hat Meuter-Neudorf ausgeführt. Die Zentralheizung hat Mauersberger-Frohnau gelegt. Schlossermeister Eichelberger-Schleittau lieferte die Schlosser-, Malermeister Fritsch die Malerarbeiten. In die Klempnerarbeiten teilten sich die Firmen Paul



und Oskar Schubert am Orte, für die Ausführung der Tischlerarbeiten hatte Meister Schröcke den Zuschlag erhalten, während die Fenster die Firma Rich. Bilz u. John geliefert hat. Die Defen stammen aus dem Ofengeschäft von Märkel-Schleittau. — Der Bau hat im Erdgeschoß zwei geräumige Schuppen zur Einstellung der Feuerlöschgeräte. Der Steigerturm, der das Gebäude um mehrere Meter überragt, dient zugleich als Trockenraum für die Schläuche. Der alte hölzerne Steigerturm an der Schulgasse wird nunmehr dem Abbruch verfallen, nachdem er schon seit Jahren infolge Baufälligkeit nur notdürftig noch seinem Zwecke dienen konnte. Die Zentralheizung im neuen Hause dient dazu, die Werke und vor

allen Dingen das Schlauchmaterial in der feuchten, kalten Jahreszeit ausreichend pflegen zu können. Aber noch ein anderer wesentlicher Vorteil ist aus dem Bau für die Stadt herausgesprungen. Man hat in dem neuen Feuerlöschgerätehaus auch drei Wohnungen erstellt, was bei der hier immer noch herrschenden Wohnungsnot gewiß mit Freuden zu begrüßen ist. Außerdem wird aber auch in dem neuen Spritzenhaus ein Raum für die Freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz zum Abstellen ihrer Geräte und sonstigen Utensilien bereit-

gestellt werden. — So kann man der Stadt Schleittau wohl zu der neuen Errungenschaft von Herzen gratulieren. Wir zweifeln nicht daran, daß das schmutze Heim der Freiwilligen Feuerwehr und auch der Pflichtfeuerwehr in eindringlicher Weise ihren alten Wahlspruch vor die Seele rücken wird:

Gott zur Ehr! Dem Nächsten zur Wehr!
Einer für alle! Alle für einen!

Tho.

Die Wallensteiner in Schleittau

Nach der „Kriegschronik“ Christian Lehmanns.

Von Dr. M.—r.

Das obere Erzgebirge hatte furchtbar durch den dreißigjährigen Krieg zu leiden. Die Kriegschronik des berühmten Geschichtsschreibers unserer Heimat, des Scheibenerger Pfarrers, Christian Lehmann, schildert in herzergreifender Weise die unsäglichen Greuelthaten, die die entmenschten Soldatenhorden der kaiserlichen und schwedischen Partei in Stadt und Land verübten. Sie hausten wie die Teufel, raubten und plünderten, wo sie nur konnten, schändeten Frauen und Kinder, mordeten und quälten unzählige Menschen in geradezu viehischer Weise, zündeten Dörfer und Städte an, ohne Mitleid und Erbarmen, nur ihren tierischen Lüsten folgend. Alles stöhnte und jammerte unter der schrecklichen Plage, die an niemand vorüberging, auch nicht an der Stadt Schleittau.

Bis zum Jahre 1632 hatte Schleittau wie überhaupt das Erzgebirge vor dem Kriege im allgemeinen Ruhe. Freilich wurden schon im Jahre vorher auf Befehl des Kurfürsten die Pässe nach Böhmen, als die Einfälle der Feinde aus diesem Lande immer schlimmer und häufiger wurden, verhauen. „Viele tausend Bäume wurden gefällt, daß sie manns hoch übereinander lagen.“ Vorher mußten die Gebirger vier Wochen in großer Anzahl davor liegen. Dies kostete dem Obererzgebirge viel.“ Trotzdem gelang es dem kaiserlichen General Holck, dem Oberfeldmarschall Wallensteins, im Sommer 1632 in Sachsen einzubrechen. Am 15. August wurde Zwicau beschoffen und drei Tage später übergeben. Nach der Plünderung von Aue, Lößnitz, Thum und Zwönitz zogen die Kaiserlichen durch den Raschauer „Grund“ gegen Annaberg. Unterwegs suchten sie auch die Stadt Schleittau heim. Es war wohl am 20. August. Christian Lehmann, der diese Zeit als Augen- und Ohrenzeuge miterlebt hat, schildert die Leiden, die Schleittau durch die Wallen-

steiner zu erdulden hatte, in folgender Weise (des besseren Verständnisses wegen ist die damals übliche Ausdrucks- und Schreibweise in die heutige nach Möglichkeit frei übertragen worden):

„Die Schlettauer waren etliche Tage zuvor gewarnt worden, nämlich von dem Edlen Hans Pistoris, der zur Zeit Hofmeister auf dem Rabenstein beim Landjägermeister und Pachtinhaber des Schloßgutes in der Schletta war. Dieser hatte des Feindes Vorhaben, nach der Einnahme des Vogtlandes und Zwitkaus nunmehr nach Annaberg zu ziehen, seinem Weibe geschrieben und ihr geraten, das Beste von ihrer und der Bürger Habe in den Schloßturme, und zwar in die Gefängnisse zu versenken und hier zu verbergen. Dies geschah denn auch, rettete jedoch nicht die Sachen vor ihrem Verderben. Die Edelfrau hatte nämlich das Schreiben sowie das Verzeichnis über die Gegenstände, „was jeder an Lasten und Bürden hinein gethan“, in ihrer Kammer in die Wand gesteckt und ein Bett vorgehoben (Später wird erzählt, wie gerade diese Maßnahme zur Entdeckung der verborgenen Sachen führte).

Eine andere Post (Nachricht) brachte ein Arzt, der von Schneeberg den Grund herauf nach Annaberg mit seinen Wagen und Leuten fliehen wollte. Er riet den Schlettauern, eilends mit dem Vieh, ihren Weibern und Kindern nach dem Stockholz in eine „Weiche oder Marraß, theils in Hofbusch und Dörfler mühle“ zu flüchten, wurde aber selbst mit etlichen Bürgern und ihrem Vieh, das man vorher noch füttern wollte, von dem feindlichen Vortrupp eingeholt. Alles wurde ihnen weggenommen.

Ehe der General Holck, der in Scheibenberg frühstückte, nachkam, ging es in der Schletta funterbunt zu. Alle Häuser, Kammern und Kasten wurden aufgeschlagen. Die Keller und Gewahrstämme wurden erbrochen, die verborgenen Sachen ausgegraben und Zinn und Kleider auf die Gassen getragen. Das Vieh und „dessen Nutzen darvon“ wurde aufgefressen. Als der General kam, besetzte er das Schloß mit einem Hauptmann Wilhelm N. und 40 Musketieren. Er trieb das Kriegsvolk fort, sodas sie viel Zinn, Kleider und Beute, die in den Gassen und auf den Straßen lagen, wegwarfen und liegen ließen und nur das Beste mitnahmen.

Bei diesem Einfall wurden viele Bewohner beschädigt und die ergriffenen Weibsbilder geschändet. Es wurden sogar niedergemacht Balthasar Drechsler und ein böhmischer „Habermeder“ (Hasermäher), der mit seiner Sense zum Ernteschnitt ziehen wollte. Der erste ist am 25. August, der andere nach 8 Tagen im Feld an der Stelle, wo er tot gelegen hatte, begraben worden.

Der Hauptmann hielt sich 8 Tage im Schlosse auf, das er voller Vieh hatte. Dieses verkaufte er durch die Bank jedes Stück für einen Taler. Auch legte er allen umliegenden Flecken und Dörfern „Contribution“ (Zwangsbesteuerung) auf. Ihm fiel auch der im Schloßturme verborgene Schatz an Barschaft, Gold und Silber, überhaupt die beste Habe der Bürger, darunter auch ihre Schützenkette und ihr Vogel von Silber, in allem zehntausend Taler wert, in die Hände. Dies war so zugegangen. Als des Hauptmanns Soldaten alle Gemächer durchsucht und auch das Bett fortgeschoben hatten, fand ein Soldat das Schreiben und das Verzeichnis über die verborgenen Sachen und überbrachte es dem Hauptmann. Als dieser alles gelesen hatte, ließ er durch Bierseile und Glockenstränge die Schätze aus dem Turm ziehen und teils nach Böhmen, teils nach Annaberg schaffen. Hierdurch machte er sich und seine Soldaten reich, die Stadt Schletta aber um „ein groß Stück“ ärmer. Die Schlettauer hatten über 100 Jahre ungehindert gute und glückliche Nahrung gehabt und viele tausend Taler, die sie meist im Schloßturme verwahrt hatten, gesammelt. Schletta war eine rechte „schmalzgrube voller Borrath“ geworden und reichlich mit allen Sachen versehen. Nun aber verloren sie ihren Reichtum. Als Beispiel dafür, was die Kaiserlichen in Schletta erbeuteten, sei erwähnt, daß sie einem Bürger, Michael Heßen, einen Kasten voll Spitzen im Werte von 1000 Talern und 2000 Taler Bargeld sowie 40 Stück Vieh mit Pferden und Zugochsen wegnahmen.“

Nach dem Abzug der Wallensteiner glaubten die Schlettauer vorläufig Ruhe vor Plünderungen und Untaten zu haben. Sie sollten sich aber darin sehr täuschen. Noch in demselben

Jahre, Ende Dezember, rückte General Holck mit seinen Scharen von neuem in Schletta ein. Was die Schlettauer dieses Mal ausstehen mußten, erzählt uns Christian Lehmann wie folgt:

„In der Schletta wurden 21 Bürger beschädigt und Weiber und Jungfrauen geschändet. Weil es den Soldaten an Gefäßen mangelte, hatten sie auf der Gasse in das Eis Löcher gehauen, worein sie Bier gossen und die Pferde saufen ließen. Alles wurde geplündert, auch alles Vieh geraubt. Dieses wurde teils geschlachtet und gekocht, teils zusammen mit dem Vieh aus der Umgebung Annabergs auf Fuhrwerken und im Heereszuge mitgenommen und nach Böhmen getrieben.

General Holck lag auf dem Schloß mit etlichen Kompagnien bis zum 28. Dezember und zog dann seinem Kriegsvolk nach. Bei seinem Aufbruch befahl er dem Pachtinhaber Hans Ernst Pistoris, er solle die Zugbrücke hinter ihm aufziehen, damit seine Leute nicht einfallen und Schaden tun könnten. Ehe er jedoch dies verrichten konnte, drangen Musketiere ein, zogen den Ortspfarrer und sein Weib sowie den Diakonus „fingernackendt auß, daß Sie sich vor einander schemen müßten“. Die Pachtfrau entsprang halbnackend und klagte es dem General Holck. Dieser ließ die Räuber nicht nur herausprügeln, sondern schoß auch einen von ihnen selbst nieder, „daß er mit den raub und seiner Bürden strag liegen blieben.“

Auch in der Folgezeit hatte Schletta viel unter den Kaiserlichen zu leiden, von denen Christian Lehmann sagt, sie „wüdeten ärger den(n) die reißenden Wölffe, die doch auch grimmig genug findt in diesen gebirge.“

Deutsche Tänze.

Von Erich Guertler.

Tanzen soll Schönheit sein. Was für verzerrte und verbogene Gestalten zeigen sich aber in unserer Zeit bei den Tanzbelustigungen? Und das Schlimmste dabei ist, daß die gesunde deutsche Jugend von den Fremdlingen daheim angesteckt wird zu Gliederverzerrungen. Die Geschmacksverirrung im Tanz wohnt in Wirklichkeit nicht im Herzen der deutschen Jugend. Man beobachte bei Tanzvergünstigungen, wo noch die schönen alten deutschen Tänze, trotz der modernen (besser: nachgeäfften) Niggersprünge und Körperbiegungen) — getanzt werden und wird finden, daß sich die deutsche Jugend viel freier, ungezwungener und herzlicher beim Tanzen eines deutschen Walzers oder Rheinländers gibt, als wenn sie dem Modefirnis eines Charleston, Blakbottom oder Fogtrott huldigt. Es zeigt sich in der Natürlichkeit die Befriedigung des wirklichen Tanzbedürfnisses; die ehrliche Freude daran bekundet sich in Gesichtsausdruck und Körperbewegungen, in harmonischer Schönheit. Die deutsche Volksseele spricht aus den deutschen Tänzen — nicht aus den nachgeäfften fremden Körperverbiegungen.

Hand aufs Herzchen ihr kleinen süßen Mädels und ihr tanzlustigen jungen Männer, glaubt ihr wirklich, daß es schön aussieht, wenn ihr bei den Modetänzen X-Beinchen macht und Euch in eckigen Gliederbewegungen zu übertrumpfen sucht? Das ist ein Zappeln und Hampeln auf dem Parkett, aber kein harmonisches Tanzen, das aus der deutschen Volksseele zu Harmonie und Schönheit strebt. Wie anmutig wißt Ihr lieben Mädels eure zierlichen Figürchen bei einem deutschen Walzer zu zeigen! Wie herrlich ist so ein viertel Takt von Strauß! In einem Liede kommen die Worte vor: „Nur ein Walzer ist mein Leben. Da liegt Musik, Musik darin . . .“ Ja, in einem Walzer liegt Musik! — Denkt an den alten und doch ewig jungen Walzer: „An der schönen blauen Donau.“ . . . Wenn die Kapelle begonnen hatte, bewegten sich schon unterm Tisch die Beine! Fragt eure Eltern, ob's nicht wahr ist. Tanzt einen flotten Rheinländer, eine Mazurka — wieviel Temperament könnt Ihr dabei hineinlegen. Warum nicht? Weil Großmutter und Großvater so übers Parkett schwebten? Beraltet? Wenn Ihr ihn tanzt, ist er modern! Und wenn Modeseze darüber lächeln, dürft Ihr viel herzlicher lachen. Ihr seid deutschen Blutes und liebt die deutschen Tänze. Seid sicher, mit eurer Begeisterung für deutsche Art werdet Ihr unter den Nachäffern fremder Sitte siegen.

Ihr Mägdlein habt Euch doch alle „emanzipiert“, Ihr seid selbständig geworden, Ihr nähert Euch in Tracht, Form und Benehmen dem Manne und wollt gleichberechtigt neben ihm stehen, nicht mehr sein Spielzeug, seine Hörige, seine Untergebene sein. Na also! Dann emanzipiert Euch auch von dem unwürdigen Diktat, das fremde Männer Euch im Tanz mit den Niggertänzen aufgeschwätzt haben.

Denken wir einmal an den Beginn des bösen großen Krieges und als er seinen Höhepunkt erreicht hatte — da verbannte deutsches Wesen alles Fremde mit dem ganzen Stolz, den ein damals noch weltbezwingendes Volk aufzubringen hatte. Da wurden alle fremdländischen Namen, Titel, Ausdrücke verpönt, in Acht und Bann getan. Und mit Recht! Als wir aber nach hartem, zähen Ringen der Uebermacht und einem Feinde, der mächtiger war, als alle Schwerter — dem Hunger erliegen mußten, da brachte man uns das geächtete Fremde mit doppelter Macht, um uns zu „verwälschen“, zu „verrussen“ und zu „verniggern“; nicht zuletzt auch unsere guten deutschen Tänze. Langsam gibt es nun ein Sichbesinnen auf unser Volkstum. Es keimt und grünt zu neuer Blüte, zu einem neuen Volksfrühling. Dann und wann hörte man auch schon den lieblichen Klang eines seligen Wiener Walzers mittenhinein in das mißtönige Quietschen und Heulen des affenmäßigen Jazzbands. Hier und dort dreht sich ein Pärchen im Walzertakt. Die schlanken Körper biegen und wiegen sich in harmonischer Schönheit. Aus den schelmischen Neuglein strahlt Freude am Tanz, die Seele schwingt mit der Musik. Leise, ja ganz sacht, hebt sich aus dem Bann des Kalten, Fremden das Traute, das Heimatlische zu neuem gesunden Volkstum.

Gestehet es nur alle Ihr Tanzlustigen, wenn die Kapelle eine wogende, wiegende und walzende Melodie des unsterblichen Altmeisters Johann Strauß ertönen läßt, dann zappeln alle schlanken und weniger schlanken Beinchen und des Herzchens Radio funkt in die Neuglein, daß sie sehnüchlich Ausschau halten nach einem „knorken“ Walzertänzer. Ich hab's oft mit Freuden, mit Tanzkennern beobachtet, wieviel schöner, wenn Ihr im Walzer übers Parkett gleitet, wie „schmuck“ Ihr dabei ausseht, weil Euch das Tanzen der deutschen Tänze einfach liegt. Darum beim nächsten Tanzfest mit gutem Beispiel hurtig voran: „Herr Kapellmeister, bitte einen deutschen Walzer oder Rheinländer“.

Und nun zum Gruß noch ein Verslein, das ich einmal irgendwo las und mir so recht aus dem Herzen gesprochen ist. Der Dichter war gewiß ein kerndeutscher Mann, der seine Heimat, sein Volk und das Deutschtum lieb hatte, das kündete uns seine Strophe:

„Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestrebt,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Aug' versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt!
Eins empört sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel;
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freiheit unser Stern!“

Aus dem Sagenborn des Erzgebirges.

Die weiße Frau zu Venusberg.

(Lehmann a. a. D. S. 942.)

Auf dem herrschaftlichen Hofe zu Venusberg bei Thum kennt man eine weiße Frau von langen Jahren her, ohne daß jemand wissen will, wer sie gewesen. So oft bei der Herrschaft oder ihrer Familie und nächsten Anverwandten ein Todesfall sich ereignen soll, läßt sie sich eine gute Zeit zuvor von vielen

öffentlich sehen, und zwar, wenn ein Todesfall im Hause geschehen soll, gehet sie aus selbigem heraus, die Treppen hinunter, über den Hof hinab bis zu demjenigen Tor, durch welches die Leiche hinausgetragen werden soll. Ist aber der Todesfall außerhalb des Hauses unter den nächsten Anverwandten zu vermuten, so läßt sie sich nur bald hier, bald dort, auch wohl zu den Fenstern herab sehen. Es ist aber niemandem dadurch ein Leid oder eine Krankheit widerfahren, weil sie ohne Beleidigung ihr Wesen treibt.

Die weißen Frauen zwischen Olbernhau und Blumenau.

(Christ. Lehmann, Histor. Schauplatz, S. 948.)

Am 15. September des Jahres 1695, Sonntags spät, ritt Christoph Kaiser, Müller zu Blumenau, nach Hause, und als er hinter die Pfarrwohnung zu Olbernhau kam, wo ihn sein Weg nach Hause führte, gingen drei Männer geschwind und ohne Gruß vorüber, worüber er sich verwunderte, weil er sie für Blumenauer ansah. Als er ein wenig fortreitet, kommen ihm auf dem Wege vier verschleierte Weiber entgegen, welche eine Totenbahre mit einem Sarge und Leichentuch tragen. Darüber erschrickt er und weiß nicht, wo er ist; bald dünkt ihm, er reite durch ein groß Wasser, bald scheint es ihm, als müsse er einen hohen Berg hinan reiten, bis es ein wenig lichter wird und er sich bekennet, daß er auf dem rechten Wege sei. Als er zu des Richters Teich, der nahe bei dem Gerichte ist, kommt, sieht er abermals fünf bis sechs Paar verschleierte Weiber daher kommen, die über den Steig, darüber er auch gewollt, gehen, daß er nicht weiß, was er tun soll. Er läßt aber dem Pferde seinen Gang; dasselbe ist des Weges wohl gewohnt, will jedoch über den Steig nicht gehen, sondern lenket sich mit Schnauben neben demselben durch ein Bächlein, und bringet so seinen Reiter gesund nach Hause, wie wohl es sehr geschwiehet. Des andern Tages hat es der Müller ausgefragt und hat ihm nichts geschadet.

Der spukhafte Mönchskopf zu Chemnitz.

(Gräfe, Sagenschatz d. R. Sachsen, Nr. 469.)

In der Stadt Chemnitz, bei dem sogenannten Kloster in der Borwerkstube war früher ein Mönchskopf zu sehen, auf dem, so oft man die Stube reparierte, allemal ein Groschen Geld liegend gefunden ward. Dieser Kopf war aber sehr empfindlich, wenn jemand mit ihm Kurzweil treiben wollte. So ist einmal ein Steinmeßgefelle nach Chemnitz gekommen, und weil er vieles von diesem Kopf gehört, hat er ihn sehen wollen. Als er nun dessen altes, zorniges Gesicht genau betrachtet, hat er es nachzumachen und überall auszuspotten sich eitel Mühe gegeben. So ist es geschehen, daß er mit einer Gesellschaft von Kameraden einmal nach Hause ging, da kam ihm ein Bedürfnis an und als unterdessen seine Reisegefährten weiter gingen, ist er, wie er später aussagte, von einem Mönch in einen mit Eis bedeckten Teich — es war gerade Winterszeit — geworfen worden, und hat ihn derselbe dermaßen geängstigt, daß, als seine Kameraden, die wieder umkehrten, ihn suchten, sie ihn winselnd und fast vor Schrecken stumm antrafen, für tot herauszogen und so nach Hause brachten. Sein Mund war ihm dergestalt der Quere gezogen, daß er über ein halb Jahr zubrachte, ehe er wieder gesund ward, auch in der Kirche für ihn gebetet ward.

Ein Mordgespenst bei Stühengrün.

(Christ. Lehmann a. a. D. S. 76.)

Zur Herbstzeit des Jahres 1654 kommt der Kirchvater von Stühengrün aus dem Walde, ist gar schwermütig und klagt auch, es habe ihn ein Gespenst erschreckt. Als er im Februar des nächsten Jahres wieder hinausgeht, höret er eine Stimme: „Erwürge Dich, oder ich tue es! Greif lieber selber zu!“ Damit zieht der bestürzte Mann sein Messer heraus und schneidet sich den Bauch auf, daß die Gedärme in den Schnee fallen. Weil er aber vor Schmerzen heftig schreiet, finden ihn etliche Köhler in seinem Blute liegen und führen ihn noch lebend heim. Nachdem er gebeichtet und das Abendmahl genommen hatte, auch getröstet worden war, ist er bald darauf verschieden.

Nooch'n Feierohnd



Gelick im Ugelick!

Dr Ruskarlaugust war e Mah mittlerer sachzig, vo Beruf Waldarweter un e Seel wie mersche weit un brat suchen kunnt. Sei bessere Häst mit Name Minl war grad is Segental vune, schtreifichig, nisch kunnter racht gemacht warn un es war ka Wunner, wenn sich die zwä net vertrogn hobn. Dr August hot vo sen Minl (unner uns gefaht) sugar Prügeln kriegt. Nu begobs sich, dos en August sei Geburtstog raricket, un dos war e Tog, wu is Minl emol a annersch Gesicht aufgesteckt hot. Se hatt' ne August sugar e Flasch' kaast, wu dr Kaffee warm bläbt. Dar hot se natirlich alle Tog in Wald mietgenomme. Enn schinn Tog, wie's Ugelick will, dr August hatt' gerod sen Kaffee getrunken un de Flasch of en Stuck gestellt, kimmt a Baam, dar ganz wu annersch hiefalln sollt, gerod off dann Stuck zu un is Flaschl war off lauter Stückle zerfchlogn. Am liebsten hätt sich aufgehängt dr August, aus Angst vor sen Minl. Es hot abr nu alles nisch geholfen, 'r mußt doch aham. Bun weiten schie kam ne is Minl entgegen gerannt (hot ses' epper schie erfahrn, dacht dr August, un dr kalte Schwaß isn nár esu zum Budel nogerannt). „August, August, mei Goldkinnel“ schreit se, „mr hobn fuchzetausend Mark in dr Lotterie gewunne“, un drif- ketr, dos r bal fenn Oten meh ragebracht hot. In Wald isr nu nimmer gange, dr August, un Prügeln hot r a kane meh kriegt. Gönnne merschn. H. B.

A nobels Geschäft.

Neilich soßen vier Geschäftsreesende besamm in „Arb- gericht“, die ananner ihre Erlaabniß, Freed un Leed, erzeehl- ten, wubei aaner maanet, ju leicht sei de Geschäft net ze machen, wie's dan Schnupptobak-Reesenden in westlich'n Erzgebirg vir mehrer'n Gahr'n geglückt war. Daar Onkel hatt' naamlich off aamol durch a Luderei 20 Zantner Schnupptobak (Zlieng- föpp) verkaast. Daar Onkel mußt nu de Geschicht ausführlich derzeehl'n, wos natürllich en HeidenSPAß gob. „Na, meine Harnn,“ saht do a Teereesender, „ju a nobels Geschäft ho ich vir viel'n Gahr'n aah amol gemacht!“ „Derzeehl'n, derzeehl'n!“ hieß vun allen Seiten. Noochdam ne frische Runde offn Stammtisch komme war, fing der Tee-Onkel ah: Sei a hübsch paar Gahr' haar, do hatt ich die Tour Wolkenstaa, Marieberg, Poche gemacht un knapp de Spezen verdient. Verdammst schlachte Laune ho ich do gehatt. In Marterbüschel hatt' ich mir frischen Mut ahgetrunken, un na an en Mittoag kam ich ins Staadtel. De alten Kunden ließen mich aah net uhne en klenn Austrog giehe. Der Wirt, wu ich Mittoag machet, gob mir ne freind- schaftlichen Rot, ich sullt nár aah ne neie Materialgeschäfts- inhaber, ne Intellegenz-Oskar, besuchen. Na, dacht ich mir, dos is ganz gut, doß noch a gunger Geschäftsgeist mehr is, do warschte doch aah en klenn Austrog krieng. In sein' Loden sog's ganz appetitlich aus, der „Chef“ war aah gar net übel. Noochdam ich ne meine Artikel zesamm offeriert hatt, but ich ne aah Süßholz ah. „Na,“ saht mei neier Gönner, „do könne Se mir zwee Zantner aufschreim; meines Erachtens nach un nooch mein Dafürhalten ka dos net ze viel sei, de Rinner froong viel dernooch. Ich dacht, ich hätt falsch verstanden, un lieh mir dan Austrog racht deitlich bestätig. Nooch weitem Verhandlung stellt ich de Frog nooch Referenzen (Empfehlun- gen) un kriegt zur Antwort: „Na, en Zantner könne Se mir vun dan Zeig mitschicken!“ Ja, meine Harnn, Sie könne sich en Budel lachen, ober in meiner Haut sullten Se do gestackt

sei, de Jung' ho ich mir ball ogebissen, nár doß ich brauchet net gerodenaus ze lachen. Wissen Se, wos ich do außer Süßholz noch notiert ho? En Zaniner Lakriegen für 80 Mark! War dos aber a nobels Geschäft, für 150 Mark Süßholz un 80 Mark Lakriegen! Ja, saht der Tee-Onkel, daar hatt' viele Gahr Süß- holz, ne ganze Holzammer voll, un weil's noch net alle war, wie er sei Geschäft aufgab, hot er halt Feierholz draus ge- macht, un jeder „arme“ Durchreesende kriegt ne Handvoll Lakriegen. Waar'ich net für wahr hält, mog ne Intellegenz- Oskar salber froong! Ich gaab ober jeden dan guten Rat, doß er ne dobei net ze nah kimmt! Bun Süßholz un Referenzen mog er für senn Lud nisch hár'n.

E' bieser Traam.

(Nachdruck verboten.)—

Die Nacht hatt' iech 'en pußing Traam:
Ich log unner 'en Aepfelbaam.
Dar hing gerappelt voll bis ro;
rut, gaal fiel'n uhm de Aepfeln oh.
Nu fung iech tüchtig aa, ze assen . . .
Die Rupp! *) Ich hätt' mieh bald verfrassen.
Se fiel'n uhm drauf, se fluung dernahm;
dar Baam wollt' mir sei alles gaam. *)

De allerschinsten — dos war dumm —
die hinge ganz in Gippel *) druhm
un hatt'n su en schimm'ring Glanz,
als wär'n se golden wie e Kranz. —
Ich dacht', die mußt de runner knütteln;
es kaa aah sei, 's gieht mit'n Schütteln.
Gleich pad' iech ju 'en Aft uhm aa
un schüttel', schüttel' — wos iech kaa.

Un — pah! pah! hár iechs runner-fall'n;
dos is ein Purzeln un ein Knall'n!
Se flieng mir richtig nah an Kup,
war'n gresser — gresser, wie e Tup.
Ich hasch' de Aest', fang' aa, ze reihen;
ich will se alle runner-schmeißen. —
Dar Aft bricht oh, iech hab' *) ne hie
un fang am andern aa, ze zieh'.

Off amol, bei dar Schüttelei
hár iech 'en ganz uh-haamling Schrei:
„Im's Himmelswill'n! Du Uhgelik!
Maa, hár' nár auf; 's gieht äll's in Stück!“ —
Es is mei Fraa. Se tut mich ziehe;
se zerrt, daß mir de Wang aufgiehe.
Du heil'ger Schrad! Ich lieg' in Bett —
wos iech pedfiert hatt', denkt mer net:

Ich hatt' in Schloß do rüm gefischt
un wuhl dann Bettvorhang derwischt.
Wos an dar Wand war aufgemacht,
dos war dobei ro-zamm getracht;
de Lächter, Bilder, Vorhangstange,
äll'szamm war off mir niedergange.
Ich log in Fazen und in Schärm *) — —
e Ahblich war sch — waß Gott — zum Stärm.

Mei Fraa, die flescht siech zu Schaam *).
Ich saht bluß: „Ach, dar schiene Traam! — —
War denkt dü, wenn mer Aepfeln sieht,
daß 'en dobei su dracht gieht!
Un Fraa, du darfst de Wänd' net schmücken;
mer traamt, un äll's gieht dann in Stück!“
„Ja“, spricht mei Fraa, „du kaast schu traam,
doch net egal . . . von Aepfelbaam!“

Bernh. Brückner, Leipzig.

*) Menge. *) geben. *) im Gipfel. *) haue, werfe. *) in Scher- ben. *) Schaum.